

Leseprobe

Nikolaus Nützel

***Mein Opa, sein Holzbein und der Große Krieg.
Was der Erste Weltkrieg mit uns zu tun hat***

arsEdition, München 2013

ISBN 978-3-8458-0172-8

ab 12 Jahren

S. 32-39 & 66-75



Heiter in die Katastrophe

Zu den Sachen, die ich in der Schule gehört habe und die ich lange Zeit kein bisschen verstanden habe, gehört der Auslöser des Ersten Weltkriegs. Das Attentat von Sarajevo sei der Startschuss für den Krieg gewesen, so habe ich es gelernt und auch später immer wieder gelesen. Der tödliche Schuss also, den am 28. Juni 1914 der 19-jährige Gymnasiast Gavrilo Princip auf den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Ehefrau Sophie abfeuerte.

Im bosnischen Sarajevo, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte, wird ein Mitglied der österreichischen Herrscherfamilie erschossen – deshalb marschiert Deutschland ein paar Wochen später in Belgien und Frankreich ein. Seien wir ehrlich: Wer so etwas liest, denkt sich erst einmal: »Hä?«

Ich weiß nicht, wie man es meinem Großvater im Einzelnen erklärt hat, dass er gegen junge Franzosen kämpfen soll. Rache für den getöteten österreichischen Thronfolger allein wird nicht der Grund gewesen sein, den man ihm genannt hat. Der ermordete österreichische Adlige spielte nur indirekt eine Rolle bei dem, was sich im Sommer 1914 zusammenbraute.

Ich habe keine Informationen darüber, wie mein Opa sich fühlte, als der Krieg immer näher rückte und er schließlich mit dem Zug an die Front gefahren wurde. Man kann viel darüber lesen, dass damals ein »Hurra-Patriotismus« geherrscht habe, dass die Menschen über den Krieg begeistert gewesen seien. Es gab unglaublich viele junge Männer, die sich freiwillig für den Kampf meldeten. Franz Marc zum Beispiel. Meine Kinder haben in der Schule über Bilder dieses Malers gearbeitet. Blaue Pferde, gelbe Kuh – fantastische Werke hat Franz Marc geschaffen. Es ist mir völlig rätselhaft,

Eine Schülerarbeit, nachempfunden den Bildern von Franz Marc – auch er meldete sich freiwillig für den Kampf.



dass ein solcher Künstler von sich aus den Wunsch hatte, in den Krieg zu ziehen. Aber es war so: Franz Marc wollte an die Front. Er ist im März 1916 bei Verdun in Ostfrankreich getötet worden, im Alter von 36 Jahren.

Oder Hermann Hesse. Seine feinsinnigen Bücher habe ich als Jugendliche gelesen, meine Kinder lernen in der Schule Gedichte von ihm auswendig: »Seltsam im Nebel zu wandern, einsam ist jeder Busch und Stein. Kein Baum sieht den andern. Jeder ist allein.« Auch Hesse meldete sich freiwillig zur Armee. Daran, dass er ein dummer, verblendeter jugendlicher Heißsporn war, kann es nicht gelegen haben. Der Dichter war bei Kriegsbeginn 37 Jahre alt. Die Armee hat ihn allerdings nicht genommen. Seine Augen waren zu schlecht.

Fotografien aus dem August 1914 zeigen Menschen, die voller Freude über den Krieg jubeln. Auf einem dieser Bilder kann man auch Adolf Hitler entdecken. Er steht in München auf

dem Odeonsplatz zwischen Tausenden anderer begeisterter Menschen. Kurz darauf wird er als Soldat in den Krieg gegen Frankreich ziehen. Wie mein Großvater.

Es gab aber auch andere Demonstrationen. Im Juli, bevor die Regierungen anfangen, einander den Krieg zu erklären, gingen allein in Deutschland rund 100 000 Menschen bei Friedenskundgebungen auf die Straße, so lese ich. Auch in Frankreich gab es *Pazifisten*, die gegen die Kriegsstimmung anzugehen versuchten. Es gibt eine Menge Berichte über besorgte Stimmen. Es war in vielen Familien klar, dass mancher Vater, mancher Sohn nicht mehr aus dem Krieg zurückkehren würde. Oder aber als Krüppel. So naiv, zu glauben, dass es wirklich auf eine Art Ausflug geht, waren dann doch nicht alle.

Meine Mutter hat mir dazu eine skurrile Anekdote erzählt. Im Sommer 1914 seien innerhalb weniger Tage sechs junge Männer zu meinem Ur-



Der spätere Diktator Adolf Hitler gehörte zu denen, die den Kriegsbeginn bejubelten.

großvater gekommen. Alle wollten meine Großmutter heiraten. Wenn schon in den Krieg, dann wenigstens mit einem festen Mädchen in der Heimat, hieß die Devise. Meine Mutter sagt, dass sie das später fast ein wenig eifersüchtig gemacht habe. Denn so viele Bewerber in so kurzer Zeit wie meine Großmutter im August 1914 hatte sie nie.

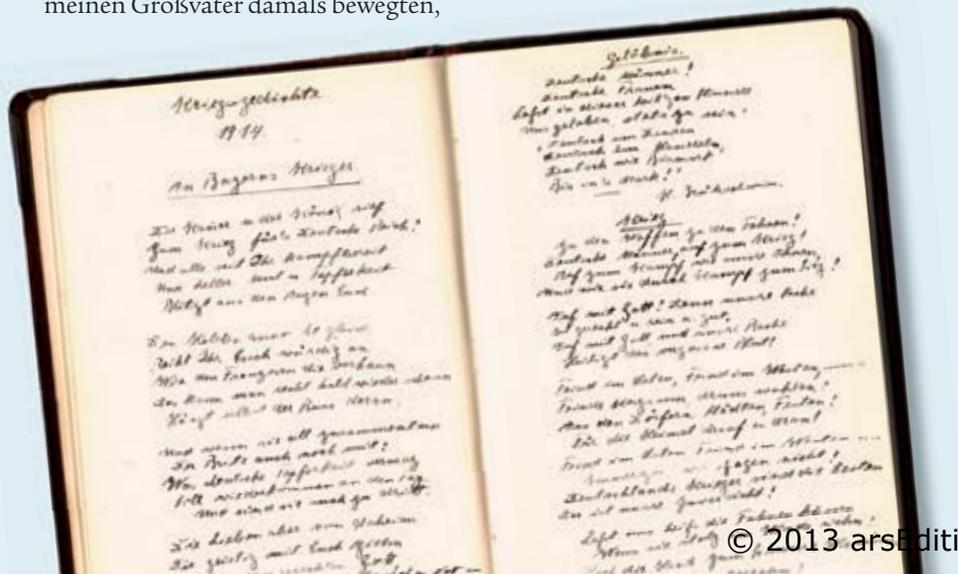
Jenseits solcher eigenartiger Geschichten machte der Krieg aber gerade ärmeren Familien einfach Angst. Es war klar, dass die Väter und Söhne, die im Kampf waren, zu Hause fehlen würden, um das wirtschaftliche Überleben zu sichern. Wer auf einem Bauernhof oder in einem Handwerksbetrieb anpacken musste, der konnte nicht so frei in den Krieg ziehen wie ein Student.

Über die Gedanken und Gefühle, die meinen Großvater damals bewegten,

weiß ich nichts. Es gibt keine Tagebücher, keine Briefe. Aber ich habe ein Dokument meiner Großmutter. Sie hat als junge Frau in einem kleinen Büchlein Gedichte aufgeschrieben. Es ist in Leder gebunden, mit einem Messingbeschlag, die Seitenränder sind mit Goldschnitt verziert. In diesem schmucken Buch hat sie mit Tinte Texte abgeschrieben, die ihr gefallen haben. Romantisches von Mörike oder Goethe steht da, vor allem Liebesgedichte: »Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt – Glücklich allein ist die Seele, die liebt!«

Schöne Gedichte stehen in diesem feinen Büchlein. Aber auch Texte, die verstören. Unter der Überschrift »Kriegsgedichte 1914« finde ich Zeilen, in denen von »Germanenheldentum« die Rede ist und von einer »hei-

Das Buch, in das Martha Müller als 18-Jährige Gedichte schrieb



ligen Stunde«. Ich lese Worte eines gewissen Karl Fries:

*Zu den Waffen, zu den Fahnen!
Deutsche Männer, auf zum Krieg!
Auf zum Kampf wie unsre Ahnen,
Und wie sie durch Kampf
zum Sieg!*

Auch vermeintlich witzige Worte eines Dichters namens Maximilian Schmidt hat meine Oma abgeschrieben:

*Den Helden anno 70 gleich
Reiht Ihr Euch würdig an
Wie den Franzosen die verhaun
Das kann man recht bald
wieder schau'n
Hängt selbst der Russ daran.*

Meine Großmutter, die im Sommer 1914 mit dem Studenten August Müller bereits verlobt war, hat also wohl nichts dagegen gehabt, dass ihr Geliebter in den Krieg zog – damit er »den Franzosen verhaut«. Sie wird auch nicht mit Sorge die Entwicklung dieses Jahres verfolgt haben, sondern mit patriotischer Empörung. In ihr Gedichtbuch hat sie mit Hand geschrieben:

*Feind im Osten, Feind im Westen,
Immerzu, wir zagen nicht!
Deutschlands Krieger
sind die besten
Das ist unsre Zuversicht!*

Wenn ich mir solche Gedichtzeilen und das, was Geschichtsforscher heute über den Anfang des Ersten Weltkriegs schreiben, durchlese, dann stellt sich mir die Sache mit dem Attentat von Sarajevo so dar: Die Herrschenden in Deutschland wollten das Land zur unanfechtbaren Nummer eins in Europa machen. Frankreich und Russland, die das verhindern wollten, sah man in Berlin deshalb als Feinde. Auch Großbritannien, das damals mächtigste Kolonialreich mit der schlagkräftigsten Flotte, galt als Gegner Deutschlands.

Das Hauptziel der deutschen Regierung war es, Frankreich und Russland so zu treffen, dass sie die Übermacht Deutschlands anerkennen würden. Frankreich wollte man außerdem die Kontrolle über wichtige Industriegebiete und Eisenerz- und Kohlebergwerke abnehmen. Mit einem Triumph über Russland wollte sich Deutschland zusätzliche Flächen und Einfluss in Osteuropa sichern.

Wie das zu erreichen wäre, darüber hatte sich der deutsche General Alfred Graf von Schlieffen bereits Anfang des 19. Jahrhunderts Gedanken gemacht. Der nach ihm benannte *Schlieffen-Plan* sah vor, dass die deutsche Armee Frankreich attackieren und innerhalb weniger Wochen besiegen sollte. Damit dies gelang,

sollte die deutsche Armee nicht dort angreifen, wo es die Franzosen erwarteten und wo sie zahlreiche Festungen errichtet hatten: an der deutsch-französischen Grenze. Vielmehr sollten die deutschen Soldaten die französische Verteidigung umgehen und über das weiter nördlich gelegene Belgien in Frankreich einmarschieren. Auf diese Weise konnten sie die französischen Truppen dann auch von hinten angreifen und zügig die französische Hauptstadt Paris einnehmen.



Der »Schlieffen-Plan« sah einen Überraschungsangriff auf Frankreich vor.

Der Krieg gegen Frankreich sollte nach dem Schlieffen-Plan so schnell gewonnen werden, dass Frankreichs Verbündeter Russland zum Zeitpunkt des Sieges noch gar nicht richtig auf einen Kampf vorbereitet wäre. Das riesige russische Reich verfügte Anfang des 19. Jahrhunderts noch kaum über Eisenbahnen und Industrie. Es würde deshalb viele Wochen für eine *Mobilmachung* brauchen, dachten die deutschen Kriegsplaner. Bis dahin wären die deutschen Truppen aber bereits in Paris einmarschiert und hätten Russlands Bündnispartner Frankreich geschlagen. So könnten die deutschen Armeen sich also auf den Kampf gegen Russland konzentrieren. Ein Zwei-Fronten-Krieg könnte vermieden werden – so der Schlieffen-Plan. Heute wäre ein solches Vorhaben in Deutschland durch das Grundgesetz und das Strafgesetzbuch streng verboten. Für die »Vorbereitung eines Angriffskrieges« ist als Höchststrafe lebenslange Haft vorgesehen. Die Mindeststrafe lautet: zehn Jahre Gefängnis. Als mein Großvater ein junger Mann war, hielten es deutsche Militärs hingegen für ganz normal, solche Pläne zu schmieden.

Allerdings galt auch im Deutschen Kaiserreich: Man greift die Nachbarländer nicht einfach so an. Für einen Krieg musste es einen Anlass geben, den man der eigenen Bevölkerung nennen und erklären konnte. Diesen Anlass

fand Deutschland nicht selbst. Da traf es sich günstig, dass der einzige wirklich wichtige Verbündete Deutschlands einen solchen Anlass liefern konnte.

Die Regierung rund um den Kaiser von Österreich-Ungarn wollte ihr Reich mit seinen vielen verschiedenen Völkern zusammenhalten. Deswegen stand Österreich-Ungarn im Konflikt mit Russland und vor allem mit Serbien. Denn Serbien galt als wichtige Triebkraft einer Bewegung, die alle Menschen, die slawische Sprachen sprechen, zusammenführen wollte. Dieser *Panslawismus* sollte zum Beispiel Serben, Polen, Tschechen und Russen näher zusammenbringen. Er hätte allerdings das Ende des Reichs bedeutet, das die Herrscherfamilie der Habsburger von Wien aus kontrollierte. Also war es den Habsburgern ganz recht, wenn sie durch einen Krieg Serbien als Gegner ausschalten könnten. Auch Russland sollte geschwächt werden.

In diesem Interesse waren sich die Regierenden in Wien mit der Regierung in Berlin einig. Gemeinsam wollten die beiden *Mittelmächte* Russland schwächen und den Panslawismus eindämmen. Den Kampf gegen Russland sollte und wollte vor allem Deutschland übernehmen. Denn das Deutsche Kaiserreich fühlte sich ja von Russland, England und Frankreich eingekreist und bedrängt.

Es stellte sich nur die Frage: Wann ist der richtige Moment? Was ist der passende Anlass, um einen Krieg zu beginnen? Am 28. Juni 1914 schien dieser Anlass gekommen. Als der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand erschossen wurde, nutzten die, die in Wien und Berlin einen Kampf gegen Russland und Serbien wollten, diese Gelegenheit. Österreich-Ungarn erklärte die serbische Regierung zum eigentlichen Schuldigen für das Attentat. Die Regierung in Wien stellte Bedingungen an die Regierung in Belgrad, die innerhalb einer sehr kurzen Zeit erfüllt werden sollten: ein *Ultimatum*. Ob die serbische Regierung wirklich etwas mit dem Mord in Sarajevo zu tun hatte, interessierte dabei nicht sonderlich.

So oder so sollte sich Serbien dem Ultimatum beugen. Beispielsweise sollte es akzeptieren, dass österreichische Ermittler nach den Drahtziehern des Attentats suchten. Serbien war zu vielen Zugeständnissen bereit. Doch einen solchen Eingriff eines anderen Landes in ihre eigenen Rechte wollte die serbische Regierung nicht hinnehmen. Große Teile des Ultimatums akzeptierte Serbien – diesen aber nicht.

Diese Weigerung wiederum nutzte Österreich-Ungarn und erklärte Serbien am 28. Juli den Krieg. Nun geht alles Schlag auf Schlag. Die russische Regierung ist mit der serbischen ver-

bündet und will dementsprechend Serbien zur Seite stehen. Für Russland wird eine Mobilmachung angeordnet. Heute sind Militärprofis in den meisten Ländern der Welt stets bereit, innerhalb kürzester Zeit zuzuschlagen. Vor hundert Jahren hingegen mussten die Soldaten erst einmal zusammengetrommelt und in Stellung gebracht werden. Die russische Mobilmachung im Sommer 1914 ist für die deutsche Regierung ein willkommener Grund, die eigene Armee ebenfalls zu mobilisieren. Schließlich sei es ja überaus bedrohlich, wenn das Zarenreich Millionen Soldaten in Stellung bringt, heißt es aus Berlin.

Gemäß dem Schlieffen-Plan will Deutschland vor einem Kampf gegen Russland aber erst einmal Frankreich besiegen. Die Regierung

in Berlin verlangt von der belgischen Regierung, dass sie deutsche Truppen durchmarschieren lässt. Belgien lehnt das ab. Also nimmt sich Deutschland das Durchmarschrecht mit Gewalt und greift am 3. August Belgien an, um möglichst schnell Richtung Paris vorrücken zu können. Dem deutschen Angriff auf das neutrale Belgien will die britische Regierung nicht tatenlos zusehen. Ein Grund dafür: Von der belgischen Nordseeküste ist es nicht weit nach England. Deshalb wollen die Briten, dass Belgien neutral bleibt – und nicht unter die Kontrolle des Kaiserreichs gerät. Als Antwort auf den deutschen Einmarsch in Belgien bricht daher Großbritannien am 4. August 1914 die Beziehungen mit Deutschland ab. Die beiden Länder sind im Krieg miteinander.

Was der Erste Weltkrieg mit britischem Pop zu tun hat

Wenn man im Jahr 2013 die Worte »Franz Ferdinand« in einer Suchmaschine eingibt, findet man vor allem erst einmal Einträge über eine Indie-Pop-Band aus dem britischen Glasgow. Man kann lesen, die Band habe den Namen des 1914 getöteten Erzherzogs für sich ausgesucht, weil er gut klinge. Die Band fand das doppelte »F« reizvoll, eine Alliteration. Außerdem kann man von dem Band-Chef Alex Kapranos folgenden Satz über Erzherzog **Franz Ferdinand** lesen: »Sein Leben oder zumindest das Ende seines Lebens war der Katalysator für die komplette Umwälzung der Welt – und das ist es, was wir auch mit unserer Musik möchten.« Auch das ist eine Art, wie man das Gemetzel des Ersten Weltkriegs betrachten kann.

Das also ist der Zusammenhang zwischen der Pistolenkugel, die ein serbischer Gymnasiast auf einen österreichischen Adligen abfeuert, und einem Konflikt, in dem mehr als 9 Millionen Soldaten getötet werden: Verschiedene Regierungen quer durch Europa hatten vorher einen Krieg gewollt. Oder sie waren zumindest bereit, ihn in Kauf zu nehmen, um ihre Interessen durchzusetzen. Was sie brauchten, war ein Anlass. Auf eine ziemlich verdrehte und verquere Weise liefert diesen Anlass der 19-jährige Gavrilo Princip, als er Erzherzog Franz Ferdinand erschießt.

Zwei Monate nach diesem Attentat sind die wichtigsten Länder Europas in einen Krieg verstrickt. Weil sie ausgedehnte Kolonialgebiete in Afrika und Asien haben, erstreckt sich der Krieg sofort auf die ganze Welt. Und vor allem beginnt ein Krieg von einer Grausamkeit, wie sie die Welt bis dahin nicht gesehen hatte.

In allen beteiligten Staaten stellen die Regierungen ihr Land als unschuldiges Opfer eines Angriffs von außen dar. Und in allen Ländern glaubt ein großer Teil der Bevölkerung, dass es tatsächlich so ist. Meine Großmutter schreibt im Sommer 1914 in ihr Gedichtbüchlein:

*Feind im Osten, Feind im Westen,
Feinde ringsum, drum wohlan!*

Es gab damals aber auch Stimmen, die vor einem Krieg warnten, etwa in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Und die SPD hätte durchaus etwas unternehmen können, um den Krieg aufzuhalten. Die Parteien hatten zwar 1914 bei Weitem nicht den demokratischen Einfluss, den sie heute haben. Der deutsche Kaiser verfügte über eine ganz andere Macht, als sie heute die Königshäuser in England oder Spanien haben. Doch die Parteien konnten im Reichstag immerhin Gelder der Regierung sperren. Und die stärkste Partei war 1914 die SPD. Sie hatte also einen gewissen Einfluss auf die Politik des Kaiserreichs. Doch die SPD nutzte diesen Einfluss nicht, um sich gegen den Krieg querzulegen. Auch die Sozialdemokraten waren überzeugt, dass Deutschland einen Konflikt mit seinen Nachbarn durchkämpfen *musste*. Die SPD-Abgeordneten bewilligten Kredite für den Krieg und stimmten einem sogenannten »Burgfrieden« zu. Während des Krieges sollten die Parteien ihre unterschiedlichen Auffassungen beiseite lassen und sich wie die Verteidiger einer angegriffenen Burg zusammenschließen. Davon waren viele Deutsche fest überzeugt – auch solche, die vom Krieg eigentlich nicht begeistert waren.

Das Ende des Menschseins

»Ich fürchte mich so vor der inneren Verrohung.« So steht es in einem Brief, den Franz Blumenfeld im Oktober 1914 nach Hause schickte, rund zehn Wochen nach Kriegsbeginn. Er studierte Rechtswissenschaften in Freiburg. Zwei Monate später war er tot. Er wurde 22 Jahre alt. Er schreibt davon, dass ihn eines überrascht: Dauernd Leichen und Verwundete zu sehen, macht ihm gar nicht so viel aus. »Der Schmerz darüber ist lange nicht so stark und anhaltend, wie man sich das vor dem Krieg vorgestellt hatte.« Aber Franz ist sich bewusst, dass es dafür einen Grund gibt: Er stumpft ab. Denn zarte Gefühle, feine Gedanken eines Studenten sind an der Front nicht gefragt. Es fällt dem jungen Mann schwer, »den unglaublich rohen Ton zu ertragen, der zwischen den Leuten hier herrscht«. Es ist der Ton von Leuten, die töten und täglich damit rechnen, getötet zu werden. Franz Blumenfelds Briefe wurden in einem Sammelband veröffentlicht, der 1915 erschien und nach dem Kriegsende 1918 immer wieder neu aufgelegt wurde: Die »Kriegsbriefe gefallener Studenten« sind zum Teil auch im Internet nachzulesen.

Man konnte auch einen anderen Blick auf das Gemetzel nehmen. Einen Blick der Verrohung, vor der sich Franz Blumenfeld fürchtete. In einem Buch über die Geschichte einer Familie auf der französischen Mittelmeerinsel Korsika lese ich von jungen Korsen, die in den Krieg auf dem Festland geschickt wurden: »Sie kämpften wie die Teufel, stürmten lachend gegen die feindlichen Linien und brüllten vor Begeisterung, wenn sie mit ihren Hippen ins Fleisch der Teutonen schlugen.« Hippe – dieser Begriff war mir beim ersten Lesen genauso fremd wie der korsische Begriff, der dahintersteht: *Rustaghia*. Gemeint ist damit ein traditionelles Ackerwerkzeug der Korsen, eine große

Erziehung zur Unmenschlichkeit

Der Schriftsteller Erich Maria Remarque beschreibt in seinem Roman »Im Westen nichts Neues« die Ausbildung junger Rekruten für den Kampf:

»Wir wurden hart, misstrauisch, mitleidlos, rachsüchtig, roh – und das war gut; denn diese Eigenschaften fehlten uns gerade. Hätte man uns ohne diese Ausbildungszeit in den Schützengraben geschickt, wären wohl die meisten von uns verrückt geworden. So aber waren wir vorbereitet für das, was uns erwartete. Wir zerbrachen nicht, wir passten uns an.«

geschwungene Klinge, ähnlich wie eine Machete.

Der Autor dieses Buches, Gabriel Culioli, erzählt, wie sein Großonkel die *Rustaghia* benutzte, um mit den eigenen Händen Deutsche aufzuschlitzen. Ohne schlechtes Gewissen, im Gegenteil: »Jedes Mal, wenn Xavier einen *Boche* getötet hatte, ritzte er eine Kerbe in den Stiel seiner Hippe.« *Boche* – das ist ein Schimpfwort für Deutsche, das auch heute noch in Frankreich benutzt wird. Gesprochen wird es »Bosch«, hat aber nichts mit der gleichnamigen Firma zu tun. Weiter schildert der Text, wie der Leutnant seinen Soldaten ein Versprechen macht: »Wer in sechs Monaten die meisten Kerben hat, bekommt das Große Verdienstkreuz.« Der damals junge Xavier sah keine Menschen vor sich, wenn er Altersgenossen wie Franz Blumenfeld niedermetzelte und

sich hinterher eine Kerbe in den Stiel seiner *Rustaghia* ritzte.

Genauso wie der deutsche Schriftsteller Ernst Jünger keine Menschen vor sich sah, als er an der Front junge Engländer und Franzosen erschoss oder mit Handgranaten in Stücke riss. In seinem Buch »In Stahlgewittern« beschreibt er den »Vernichtungswillen«, den er als Leutnant erlebte: »Der übermächtige Wunsch zu töten, beflügelte meine Schritte.«

Vielen Frontsoldaten war bewusst, dass sie ständig in Lebensgefahr schwebten. Aber sie blendeten die Angst vor dem eigenen Tod erfolgreich aus. Der Theologiestudent Friedrich Hesse schrieb kurz vor seinem Lebensende, er fürchtete sich nicht vor dem Sterben, im Gegenteil: »Sterben müssen wir alle einmal, und einen Tod, der ehrenvoller wäre als der auf dem

Die Legende vom großen Weihnachtsfrieden 1914

Verbrüderung der Todfeinde an Heiligabend; Deutsche und Engländer, die Geschenke austauschen; Fußballspiele in der Todeszone zwischen den Schützengraben – Berichte von einem geradezu märchenhaften **Weihnachtsfrieden** viereinhalb Monate nach Kriegsbeginn kann man immer wieder lesen. Und es gibt Belege dafür, dass sich in einigen Abschnitten der Front die Feinde tatsächlich für kurze Zeit verbrüderten. Allerdings muss man vorsichtig sein, wegen solcher Berichte zu glauben, der Krieg sei doch irgendwie menschlich gewesen. Weit typischer als Texte über friedliche Weihnachten dürfte das sein, was der Soldat **Ludwig Finke** über den 24. Dezember 1914 an der Front in Belgien geschrieben hat: »Das Schreien der Verwundeten, das Pfeifen der Gewehrkugeln, das Platzen der Granaten – eine furchtbare Weihnachtsmusik.« Ludwig Finke wurde knapp ein halbes Jahr später getötet. Er war 21 Jahre alt, als er starb.



Verbrüderungen an Weihnachten 1914 waren nur Einzelfälle.

Schlachtfelde in treuer Pflichterfüllung gibt es nicht.« Noch einen Schritt weiter ging Johannes Haas. Er studierte ebenso wie Franz Blumenfeld – und wie mein Großvater – Theologie. In einem seiner Briefe heißt es: »Es muss doch schön sein, Gott zu schauen, seine Herrlichkeit und alles, wonach ich mich mit menschlichem Unverstand sehnte und plagte, seinen Frieden. O, ich denke viel ans Jenseits, mit Freude.«

Wenn ich heute mit Kopfschütteln etwas über radikal-islamistische Selbstmordattentäter lese, muss ich ehrlicherweise feststellen: In der Generation meiner Großeltern haben die jungen Männer exakt genauso gedacht wie mancher junge Afghane, der sich vor einer Kaserne der US-Armee in die Luft sprengt. Der Tod im Kampf ist der Weg ins Paradies. Wie kamen junge Deutsche, Altersgenossen meines Großvaters, auf so einen Gedanken? Wie kamen sie so weit, dass sie mitmachten bei dem großen Gemetzel mit Bajonetten,

Maschinengewehren, Flammenwerfern, Giftgas? Was ist vorgegangen in den Köpfen der Millionen junger Männer, die im Ersten Weltkrieg aufeinandergehetzt wurden?

Ich denke, sie wurden in eine Situation geworfen, die sie verrückt machen *musste*. Heute kann jeder, der Zeuge eines schlimmen Unfalls wird, hinterher psychologische Betreuung erhalten – etwa durch ein Kriseninterventionsteam. Nur so könne man verhindern, dass ein Trauma – also eine lang anhaltende seelische Verletzung – zurückbleibt, heißt es. Die Generation meines Großvaters wurde jahrelang in ein unvorstellbares Blutbad geworfen, ohne jede psychologische Betreuung. Um nicht verrückt zu werden, verlegten sich die meisten auf die Bewältigungsstrategie »Augen zu und durch«. Oder sie trösteten sich mit der Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod.

Typisch sind Zeilen, die der Offizier Hermann Reinhold nach drei Jahren Krieg notiert hat. Nach besonders heftigen Kämpfen schrieb er an seine Familie zu Hause: »Der Krieg ist doch etwas Scheußliches. Erst schießt man mit jauchzender Freude in lebende Massen junger Menschen hinein, und je mehr blutend zusammenbrechen, desto größer ist die Begeisterung. Dann, wenn der Rausch vorbei ist, wird einem das

Elend, das man sich gegenseitig zugefügt hat, erst offenbar.« Entsetzen über die Grausamkeit erlebten also wohl die meisten Soldaten. Sie versuchten dem Schlachten aber auch immer wieder einen Sinn zu geben: als Kampf für Volk, Kaiser, Vaterland.

In Kriegsbriefen – etwa von Hermann Reinhold – lässt sich dieses Hin- und Hergerissensein immer wieder erkennen. An einer Stelle schreibt er voller Grauen über einen Volltreffer, der fünf andere Deutsche getötet hat: »Durch einen einzigen Schuss sind sie nun alle zermalmt worden. Alles ist eine unkenntliche Masse, von der man nicht weiß, wem die einzelnen Gliedmaßen gehören.« Ein paar Zeilen später schreibt er, sozusagen mit einem Schulterzucken: »Soldatenlos!« Der Offizier erzählt immer wieder von der »Ritterlichkeit« der Kämpfe. Er schildert aber auch, wie er nach Zigaretten »lechzt« und was er folgerichtig als Erstes tut, als er den Leichnam eines englischen Soldaten findet: »Sein Rucksack wird durchstöbert, und schon bin ich im Besitz von 50 ausgezeichneten Zigaretten.« Ich finde, das klingt nicht »ritterlich«. Es ist das, was man Leichenfledderei nennt.

Viele Soldaten kamen mit der Schizophrenie von »Ritterlichkeit« und Gemetzel nicht zurecht. Sie drehten komplett durch. Das englische Wort

für Granate – *shell* – prägte das Krankheitsbild des *shell shock*. Soldaten, die daran litten, zitterten tagelang, wochenlang, monatelang. Sie waren für ein normales Leben nicht mehr zu gebrauchen. In Deutschland wurden sie mitunter *Schüttler* genannt. Allein bei der britischen Armee wurde an rund 80 000 Soldaten ein *shell shock* festgestellt. In den Armeen aller kriegsführenden Länder zusammen müssen es Hunderttausende gewesen sein. Ihnen zu helfen, sah kaum jemand als seine Aufgabe. Oft galten sie als Simulanten.

Die Frage, ob Soldaten im Kampf geistig gesund bleiben können, stellte sich im Ersten Weltkrieg niemand. Im Gegenteil. Ihre Psyche wurde auf ein Verhalten getrimmt, das in Friedenszeiten als krankhaft und wahn-sinnig gilt: aufs Niedermetzeln mög-

lichst vieler anderer Menschen, egal mit welchen Mitteln. Und den Völkern auf allen Seiten wurde ständig eingebläut: Der Feind ist ein Monster, das vernichtet werden muss. Das war die Kernbotschaft der staatlichen Stellen auf sämtlichen Seiten.

So gut wie alles, was über den Krieg veröffentlicht wurde, war *Propaganda*. Es ging nicht darum, die Bevölkerung ausgewogen über die Kämpfe zu informieren. Das Ziel war, die Menschen auf den Krieg einzuschwören. Wenn ich mir Plakate oder Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg anschau, sehe ich verschiedene Methoden, wie die Propaganda-Botschaften transportiert wurden. Da wurde der Gegner beispielsweise als wahnsinniges Ungeheuer dargestellt, das es zu zerstören gilt. Etwa der *mad brute* mit deutscher Pickelhaube auf einem

Ein besonderes Beispiel für die Verrohung durch den Krieg: Adolf Hitler

Zu denen, die durch den Krieg verroht und abgestumpft wurden, dürfte **Adolf Hitler** gehören. Der Mann, der die Völker Europas in eine beispiellose Katastrophe stürzte, erlebte kurz nach Kriegsbeginn **mörderische Kämpfe**. Die Verluste des Regiments, in dem er kämpfte, werden auf 70 Prozent beziffert. Der Historiker Ian Kershaw schreibt dazu: »Von jetzt an war der Tod sein täglicher Begleiter. Er immunisierte ihn vollkommen gegen irgendwelche Empfindlichkeit gegenüber menschlichem Leiden. Kämpfen, Überleben und Sieg: Das war alles, was zählte.«



Ein französisches Propaganda-Bild: Deutsche zerschneiden einem russischen Gefangenen das Gesicht.

Plakat, das in den USA dazu aufrief, sich zur Armee zu melden.

In einer französischen Propaganda-Illustration sehe ich eine weniger plumpe Aufforderung, gegen die Deutschen zu kämpfen. Dort ist zu sehen, wie deutsche Soldaten grinsend einem russischen Soldaten das Gesicht zerschneiden. Ich finde dieses Bild doppelt schlimm. Zum einen, weil ich vermute, dass es mitunter tatsächlich so zugegangen ist an der Front. Zum anderen, weil dieses Propaganda-Bild den Zweck hatte, jungen Franzosen klarzumachen: Es ist nur gerecht und in Ordnung, wenn ihr den *Boches* die Klängen eurer Bajonette in den Bauch rammt oder sie mit Giftgas einnebelt, das ihre Lungen zerfrisst.



Brennende Häuser zurückzulassen, gehörte zum »tapferen« Kampf.

Beklemmend finde ich auch eine deutsche Postkarte, die »unsere tapferen Truppen im Osten« zeigt. Wie selbstverständlich ist zu sehen, dass russische Häuser niederbrennen. Was das mit Tapferkeit zu tun haben soll, hat sich offenbar kaum jemand gefragt.

Andererseits muss man sich auch klarmachen: Es waren nicht erst die Nazis, die ein ganzes Volk zum Militarismus und zum Fremdenhass zu erziehen versuchten. Darauf wurden die Deutschen schon im Kaiserreich eingeschworen. Auf einer Kriegspostkarte aus dem Jahr 1915 sehe ich, wie ein niedlicher deutscher Junge sein Gewehr mit Bajonett-Klinge gegen zwei andere Jungs in morgenländischer Kleidung richtet. »Hände hoch! Ergebt Euch!«, steht in der alten Sütterlin-Schrift darunter. Dass



Propaganda zeigte den Krieg als Kinderspiel.

ein bajonett-besetztes Gewehr dazu da ist, seinen Gegner wahlweise zu erschießen oder aufzuspießen, steht nicht dabei. Stattdessen werden gleich zwei Botschaften transportiert: Braver deutscher Junge besiegt blöde guckende Feinde. Und der Feind setzt auch noch komisch gekleidete Soldaten aus seinen Kolonien ein, etwa aus Nordafrika. Eine ordentliche Prise Rassismus steckt also gleich mit in der Botschaft dieser Karte.

Putzige Kinder auf Propaganda-Postkarten – diese Idee fand man auch bei Deutschlands Gegnern erfolgreich. Ich habe eine in England gedruckte Karte in meiner Schreibtischschublade. Darauf ist ein Junge zu sehen, so klein, dass er nicht mal sauber sprechen kann. In putzigem Kinder-Französisch sagt er: »Ze n'ai pas peur des Boches!« statt »Je n'ai pas ...« Und weil er keine Angst vor den *Boches*, also vor den Drecks-



Der Gegner als Puppe, die man gerne köpft

Deutschen, hat, schlägt er ihnen die Köpfe ab.

Eine weitere Postkarte zeigt mir einen besonderen deutschen Propaganda-Humor, wie er im Ersten Weltkrieg verbreitet wurde. Da ist ein Gedicht auf die Geschosse der Großkanone »Dicke Bertha« zu lesen (siehe auch das Kapitel »Totale Vernichtung« auf S. 58):

*Lieb Vaterland magst ruhig sein
Wenn deutsche Brummer
schlagen ein
Ob Franzmann, Belgier,
Britt' und Russ'
Sie flüchten schon
beim ersten Schuss
Wenn deutsche
Brummer dröhnen!*



Propaganda-Karten verniedlichten tödliche Waffen.

Aber nicht nur Propaganda gehört damals wie heute zum Krieg, sondern auch noch etwas anderes: Drogen. Um nicht verrückt zu werden und um die eigene Angst zu betäuben, kommt im Krieg alles zum Einsatz, was sich halbwegs problemlos beschaffen lässt – seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Die Soldaten des Ersten Weltkriegs rauchten, was die Lungen aushielten. Tabak ist zwar nicht so berauschend wie das Haschisch, das amerikanische Soldaten im Vietnamkrieg kiffen. Aber jeder Raucher weiß: Wer in einer Stress-Situation eine halbe Packung wegqualmt, dem geht es gleich ganz anders. Oder wie es der Offizier Hermann Reinhold in seinen Kriegsbriefen schreibt: Er nimmt auf dem Schlachtfeld 50 Zigaretten aus dem Rucksack eines toten Engländer, »und nun wird gepafft, eine nach der anderen«.

Alkohol gehörte zum Kriegsalltag.



Wichtiger aber waren Bier, Wein und vor allem Schnaps. Auf einer Zeitungsanzeige aus dem Jahr 1915 sehe ich, wie deutsche Soldaten neben einem ganzen Stapel von Kisten mit Weinbrandflaschen stehen. Die Männer sollten Wasser nicht pur trinken, entnehme ich der Anzeige – sondern es mit Weinbrand vermischen. Der macht das Wasser »bekömmlich, wohlschmeckend, erfrischend«. Was nicht dabeisteht: Der Schnaps macht die Soldaten auch besoffen genug, um das nächste Bombardement zu ertragen. Oder auch das Warten auf Bombeneinschläge. Oder er berauscht sie, damit sie sich besinnungslos ins Töten stürzen. Der Schriftsteller Ernst Jünger beschreibt in seinem Buch »In Stahlgewittern«, wie sich Soldaten

zielstrebig betranken: »Die gefüllte Feldflasche machte stetig die Runde.« Der Schnaps half ihnen, sich voller Raserei in den Kampf zu stürzen: »in einer Mischung von Gefühlen, hervorgerufen durch Blutdurst, Wut und Alkoholgenuss.«

Eines ist also sicher: Viele von denen, die in den Ersten Weltkrieg zogen, hatten schon vorher – nach heutigen Maßstäben – eine nicht ganz gesunde Psyche. Die Propaganda, der Militarismus, der Rassismus, der Chauvinismus, mit dem sie aufgewachsen waren, hatte sie völlig verhetzt. Sie waren freiwillig bereit, andere Menschen zu töten. Und man darf davon ausgehen, dass so ziemlich jeder, der den Krieg überlebt hat, mit einem großen psychischen Schaden zurückgekommen ist.

Bei den deutschen Soldaten wurde dieser psychische Schaden noch verschärft. Denn sie kamen als Verlierer nach Hause. Sie hatten ihr Leben riskiert, ihre körperliche und geistige Gesundheit. Das taten sie aus einem Grund: Sie wollten ihr deutsches Vaterland zum Sieg bringen, es größer machen. Am Ende war dieses Land aber der Besiegte. Und es war in jeder Hinsicht kleiner. Deutschland verlor ein Zehntel seiner Fläche. Und der Krieg warf das Land wirtschaftlich zu Boden.

So lässt sich leichter verstehen, warum Deutschland erst lange nach 1918

wirklich zu einem Frieden fand, der diesen Namen verdient. Millionen Soldaten kamen nach Hause, die Gewalt und Töten nach jahrelangem Kampf für etwas völlig Normales hielten. Also machten viele von ihnen damit weiter. Die Zeiten der Weimarer Republik und die angeblich »goldenen« Zwanziger waren keine friedlichen Jahre. Da gab es immer wieder bürgerkriegsähnliche Kämpfe, Schlachten, politische Morde (siehe auch die Kapitel »Der kurze Winter der deutschen Revolution« auf S. 104 und »Der dumme Traum vom großen Land« auf S. 112). Ab 1933 gewann dann eine politische Richtung in Deutschland die Oberhand, die sich absolut skrupellos auf Gewalt stützte. Das lässt sich auch damit erklären, dass die Unmenschlichkeit, die ab 1914 entfesselt wurde, weiterhin nachwirkte. Der Abschnitt des »Zweiten Dreißigjährigen Krieges«, der von 1939 bis 1945 Europa verwüstete, brachte für Millionen Menschen neue, kaum vorstellbare Traumatisierungen durch Gewalt.

Direkt spürt man heute nur noch wenig davon, dass vor gar nicht langer Zeit mehrere Generationen in Deutschland und Europa von einem Gewalt-Trauma ins nächste taumelten. Aber tief unter der Oberfläche wirkt dieses Trauma fort, glaube ich. Auch wenn es einem nicht laufend



Propaganda und Kitsch zugleich

ins Auge springt. Nur ein – vermeintlicher – Trost wurde den Menschen zugesprochen, die Gewalt an anderen verübten, die selbst Gewalt erlebten, die zu Millionen starben. Gewalt sei heldenhaft, hieß es. Der gewaltsame Tod sei ein Heldentod. Eine Postkarte aus dem Ersten Weltkrieg zeigt, wie ein hübsches Mädchen in Rot-Kreuz-Uniform einen sterbenden Soldaten tröstet.

*Mit Gott für Kaiser und Vaterland.
Ein letzter Liebesdienst von milder Hand
Und bleiche Lippen beten ohne Klagen:
Gott schütze dich, du liebes, deutsches Land!
Ein treues Herz hat aufgehört zu schlagen.*

Das also war die psychologische Unterstützung, die Millionen traumatisierter Menschen erhielten: Man sagte ihnen, das Leid, das sie erlitten und erlebt hatten, machte sie zu Helden. Heldentum – das klingt heute fern. Aber irgendeine Bedeutung muss das Wort haben. Oder zumindest vor gar nicht langer Zeit gehabt haben.